

6. Die Mutter

Die Rekonstruktion der Figur der Mutter macht zunächst deutlich, dass ihr Weggang aus dem türkischen Heimatort durch Autonomiestreben und Authentizitätsprüfung motiviert ist (Abschnitt 6.1). Daher wird sie als romantisches Subjekt adressiert (Abschnitt 6.2). Abschnitt 6.3 thematisiert den Aspekt Erziehung zur Anpassung, Umgang mit Diskriminierung und Aneignung der Orientierung der Mutter durch die Tochter, wegzugehen.

Die Analyse zur Kategorie Mutter basiert auf 105 codierten Sequenzen des Romans.

6.1 Autonomiestreben und Authentizitätsprüfung

Nur aus den Erzählungen kannte die Icherzählerin die Heimat ihrer Mutter in der Türkei. Diese hörten sich märchenhaft an: ein Bergdorf am Meer, Esel statt Autos, Nahrungsmittel aus unmittelbarer Umgebung, die Menschen glaubten an »Geister« (Ohde 2020, S. 46). Obwohl ihre Mutter das Dorf liebte, fragte sie sich, ob sie dort ihr ganzes Leben verbringen wollte, »ob das alles ist« (S. 46). Sie kannte ihr Geburtsdatum nicht, weil es der Großmutter der Icherzählerin egal war. Die Mutter war nicht gewollt und sollte »aus dem Bauch« (Ohde 2020, S. 107) geschlagen werden. Als sie dann doch als sechstes Kind zur Welt kam, war ihre Großmutter über 40 Jahre alt und hasste fortan ihre Tochter. Der geliebte Vater starb bei einem Autounfall, als sie zehn oder elf Jahre alt war. Die Großmutter schlug sie mit dem Gürtel, einmal mit einer Eisenstange auf Rücken und Nacken, bis sie bewusstlos wurde. Auch diese in der Kindheit erlebte Gewalt drückte später aus Sicht der Tochter gegen ihre Ohrmuscheln. In den Sommerferien musste ihre Mutter immer in der Schule sitzen, weil sie im Unterricht nicht aufpasste und stattdessen in den Himmel schaute (vgl. Code: Mutter/Heimat, S. 45f.; 2 Codes: Mutter/Heimat/Eltern_Mutter, S. 107f.; Code: dito, S. 110f.; Code: dito,

S. 114; 3 Codes: Mutter/Heimat/Eltern_Vater, S. 109; Code: Mutter/Heimat/Schule. S. 107).

Ihre Mutter spielte immer wieder mit dem Gedanken, »weit wegzugehen« (Ohde 2020, S. 108), aber nicht, weil es so viele junge Erwachsene aus der Türkei in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts taten, als sie nach Deutschland um des Wohlstands willen migrierten. Nein, ihre Mutter wollte vor dem Schicksal in der Heimat fliehen. Zu bleiben hätte bedeutet, weiterhin der Gewalt der Großmutter ausgesetzt zu sein und später die traditionelle Rolle der Frau in der türkischen Kultur auf dem Lande zu übernehmen: »Ich hätte einen Mann geheiratet, ich hätte in seinem Haus gewohnt, gekocht, geputzt, ich hätte eine gute Zukunft gehabt und gleichzeitig hätte ich keine Zukunft gehabt« (ebd.). Auflehnung und Widerstand hätten im Haus und Ort Diskriminierung zur Folge gehabt. Diese Rolle wollte sie unter keinen Umständen ausüben (vgl. 2 Codes: Mutter/Heimat/Weggehen/Autonomiestreben, S. 108).

Als die Mutter diese als junge Frau hegenden Gedanken der Tochter erzählte, hätte sie ihre Erzählung unmittelbar mit dem Ausruf Werthers: »Wie froh ich bin, dass ich weg bin!« in Johann Wolfgang von Goethes Briefroman »Die Leiden des jungen Werther« beenden können. Denn auch Werther wollte einer starren Ständegesellschaft mit einer repressiven Geschlechterhierarchie entfliehen. Die Mutter hatte in der Hoffnung gelebt, sich einer die Frauen unterdrückenden Tradition mit Benachteiligung und Leidensdruck durch den Weg nach Deutschland zu entziehen.

Zentrales Motiv der Mutter war folglich, die herrschenden Normen ihrer Lebenswelt in der Türkei nicht zu akzeptieren und sich ihnen nicht zu unterwerfen. Im ländlichen Raum sah die traditionelle muslimisch-türkische Familientradition für Frauen die Domäne ›Haus‹ vor. Frauen arbeiteten im Privaten, Männer in der Öffentlichkeit. Jahrhundertealte Traditionen wie das patriarchalische Verhältnis zwischen Mann und Frau haben sich bis heute auf dem Lande nicht verändert. Die hegemoniale Männlichkeit hätte für die Mutter ein Leben mit klaren Spielregeln hinsichtlich von Gehorsam und Abhängigkeit bedeutet sowie mit festgelegten Strukturen, die Orientierung und Handeln an Konventionen, Sitten und religiösen Weltbildern vorschreiben (vgl. Kelek 2006). Praktiken der Abweichungen waren nicht erlaubt, z.B. Schweinefleisch zu essen, was die Mutter der Protagonistin schon als Kind getan hatte, obwohl es Muslim:innen verboten war. Hätte sie den Ort nicht verlassen, wäre ihr, wie sie ihrer Tochter sagte, zwar eine »gute« Zukunft,

das heißt frei von vermeintlichen Zweifeln und Unsicherheiten beschieden, die aber auch »keine« Zukunft bedeutet hätte (Ohde 2020, S. 108). Männliche Herrschaft hätte Unterordnung und Freiheitsbeschränkung zur Folge gehabt. Abweichungen von traditionellen Orientierungen wären sanktioniert worden (vgl. 2 Codes: Mutter/Autonomiestreben, S. 225f.; Code: Mutter/Heimat/Weggehen, S. 108).

Diese traditionell türkisch-muslimischen Strukturen auf dem Land erlaubten verheirateten Frauen keine Form von eigenständiger Entwicklung und Individualisierung. Autonomie und ein unverfälschtes Leben als Reaktion auf die Prüfung traditioneller Werte und Normen (Authentizitätsprüfung), die nach Boris Zizek (2012) das moderne Subjekt kennzeichnen, wurden nicht geduldet und gemäßregelt. Was blieb, war die Unterwerfung unter den Zwang gesellschaftlicher Konventionen und ein Leben als veräußerlichtes Dasein. Eine gute Zukunft, nämlich selbstbestimmt und frei, echt und unverfälscht zu leben, konnte nur erreicht werden, wenn man diese dörflichen Strukturen verließ.

Danach strebten junge Frauen, was sich in einem von Männern unabhängigen Weggang aus der Türkei in den sechziger Jahren manifestierte. Eine Ursache dafür war zunächst die Binnenmigration aus dem ländlichen Raum in die großen Städte, die die Entwicklung von Mädchen und Frauen förderte, auf Selbstständigkeit setzte und den Rückzug hinter häuslichen Mauern ablehnte (vgl. Kelek 2006). Dies kennzeichnete die damalige habituelle Orientierung der Mutter, durch die sie den einschneidenden Schritt zur Migration vollzog. Selbst einen Wechsel in eine größere türkische Stadt verband sie nicht mit der Hoffnung, unabhängig und unverfälscht leben zu können. Sie wollte jedes Risiko vermeiden, die traditionelle Rolle der türkischen Frau wo auch immer einzunehmen.

Im Übrigen war das Hinterfragen selbstverständlicher und erstarrter Orientierungs- und Handlungsmuster in Familie und Gesellschaft zu der Zeit nicht nur in der Türkei virulent. Es war Folge einer »Authentizitätsprüfung« in vielen Kulturen, die in den sechziger Jahren von jungen Erwachsenen in vor allem westlichen Demokratien vorgenommen wurde. Sie regte in unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern in vielen Ländern heftige Diskussionen über hegemoniale Strukturen und Verhalten an bis hin zu großen Protestbewegungen gegen erstarrte Formen des Lebens, Ungerechtigkeit und Krieg.

6.2 Romantisches Subjekt

Vor dem Hintergrund der Analyse der beiden Entwicklungsromane »Robinson Crusoe« (2003, zuerst 1719) von Daniel Defoe und »Die Leiden des jungen Werthers« (1994, zuerst 1774) von Johann Wolfgang von Goethe arbeitet Zizek zwei Varianten des modernen Subjekts heraus: das missionarische in der Figur Robinson und das romantische in der Figur des jungen Werther. Missionarisches und romantisches Subjekt unterschieden sich nicht im Blick auf das Autonomiestreben – beide trachteten nach Selbstbestimmung und Unabhängigkeit –, aber im Hinblick auf die Authentizitätsprüfung. So ließ Robinson aufgrund seines Strebens nach Abenteuer, Risiko und Mission die Eltern und den alles überragenden Zwang der »älteren Generation« hinter sich, was er aber sein Leben lang bedauerte (vgl. Zizek 2012, S. 14f.). Sein Weggang war weder das Ergebnis einer Auseinandersetzung mit den unterdrückenden Normen und Werten der Gesellschaft noch einer Prüfung der Deutungs- und Handlungsmuster der hegemonialen Kultur. Diese Prüfung wurde erst später und dann nur ansatzweise vorgenommen, als Robinson über sein Leben auf der Insel nachdachte (ebd., S. 117f.).

Werthers Streben nach Weggang war dagegen durch eine Authentizitätsprüfung fundiert, mit der die Starrheit der Ständegesellschaft, ihre Kultur, Traditionen und Konventionen infrage gestellt wurde. Die Alternative sollte ein Leben in einer echten und aufrichtigen Welt sein, die nach Idealen und ethisch-moralischen Prinzipien gestaltet werden sollte – daher die Rede vom romantischen Subjekt (ebd., S. 69). Das immer wieder auf Echtheit hin geprüfte Leben hatte allerdings einen hohen Preis. Der junge Werther erfuhr ein breites Spektrum an biografischen Leiderfahrungen in der Adoleszenz und dem Beginn des Erwachsenseins, von denen eine letztlich im Freitod aus Liebeskummer endete. Entwicklungspsychologisch werden in diesem Alter Lern- und Bildungsprozesse stimuliert, die zu tiefgreifender kognitiver, emotionaler und moralischer Transformation führen (ebd., S. 62ff.). Die Rede von »Bildung durch Leiden« erfasst prägnant solche Prozesse (vgl. Ecarius 2006, S. 96).

Vor diesem Hintergrund wird die Mutter im Roman als ein romantisches Subjekt adressiert, die strukturell biografische Erfahrungen wie der junge Werther machte, nämlich Weggang, Leid und Tod: Autonomiestreben und Authentizitätsprüfung drängten sie zum Verlassen der Türkei nach Deutschland in der Hoffnung, ein freies und unverfälschtes Leben zu führen, vor allem nicht auf Hausarbeit und Unterwerfung reduziert zu werden. Aber

Hoffnung und Erwartung wurden enttäuscht. In Deutschland übernahm sie eine ähnliche Rolle, vor der sie in der Türkei geflohen war: Sie heiratete einen Mann, putzte, wischte, staubsaugte unentwegt zwei völlig überladene, verwahrloste Wohnungen. Dem fast erblindeten Vater ihres Mannes kochte sie spezielle Essen und ließ ihm darüber hinaus große Fürsorge zukommen. Auf die Berücksichtigung von Elementen der eigenen türkischen Identität und Kultur legte die Mutter keinen Wert. Sie hatte sich von ihrer türkischen Herkunft abgewandt und bemühte sich, diesbezüglich alles zu kaschieren und zu unterdrücken.

Die jahrelangen Bemühungen kosteten der Mutter enorm viel Kraft, nicht zuletzt, weil die beiden Männer im Haushalt überhaupt nichts taten und sich dort jeder Veränderung widersetzen. Weiter regelte sie aktiv und energisch anfallende familiäre Aufgaben. Nur um die schulischen Angelegenheiten ihrer Tochter kümmerte sie sich kaum. Handelte es sich um Fragen zu Unterrichtsfächern, ist zu vermuten, dass sie ihr nicht helfen konnte. Diese durch Haus- und Familienarbeit extrem überfordernde Situation, verbunden mit der Inaktivität beider Männer und den immer wiederkehrenden Alkoholexzessen ihres Mannes, die sich oft in Aggressionen gegenüber dem Mobiliar entluden, führten zu unerträglichem Leid und war dauerhaft nicht zu ertragen. Gleichwohl leugnete die Mutter, dem Mann unterworfen, nicht angepasst und dem Schicksal entronnen zu sein, eine traditionelle Frauenrolle übernommen zu haben (vgl. 3 Codes: Mutter/Veränderung/Ordnung, S. 33, S. 64, S. 94; 3 Codes: Mutter/Sorge, S. 27, S. 28f., S. 114; Code: Vater/Habitus/Schweigen, S. 24; Code: Mutter/Heimat/Weggehen/Scheinheiligkeit, S. 226; 2 Codes: Mutter/Ehemann/Unterwerfung, S. 227f.).

Das ehemalige Streben nach Autonomie und Authentizität als Elemente des verinnerlichten Wertesystems der Mutter verlor unter diesen Bedingungen immer mehr an Bedeutung. Die angestrebte Identität konnte nicht entwickelt werden. Zu diskrepant waren die Vorstellungen und Erwartungshaltungen der Akteur:innen in der Lebenswelt, zu groß die von der Mutter zugeschriebene Macht des Mannes. Mit einer grundsätzlichen Auseinandersetzung, die den Identitätsansprüchen der Mutter Geltung verschafft hätte, wäre das Risiko einer Trennung von der Familie eingegangen worden: Denn ihre Vorstellung von einem freien Leben, von einem authentischen Selbst und von einer gesellschaftlichen Anerkennung und Teilhabe (vgl. Kühn 2015, S. 227), kollidierte mit der Identitätskonstruktion des Mannes und dessen Interesse, seine hedonistischen Bedürfnisse zu befriedigen. Dies erzwang die Übernahme der

traditionellen Rolle der Frau, die die Anpassung an den Lebensstil des Mannes und seines Vaters bedeutete. Die Realisierung der Identitätsansprüche der Mutter scheiterte.

Allerdings verdrängte sie den Widerspruch zwischen unterwürfigem Handeln und ihrer Illusion, ein Subjekt mit Gleichheits- und Anerkennungsansprüchen zu sein. Er durfte nicht als innerer Konflikt ins Bewusstsein dringen. Der eigene Lebensentwurf wäre damit gänzlich misslungen. Ob sich dabei der Herkunftshabitus der türkischen Dorfgemeinschaft, inkorporiert durch die damalige Primärsozialisation im Blick auf die ungleiche Geschlechterordnung von Mann und Frau, Bahn brach? Da Reflexion generell nur einen eingeschränkten Zugang zum Habitus hat, ist nicht auszuschließen, dass der Mutter der Konflikt überhaupt bewusst war. Hinzu kam, dass sich die Ungleichheit in der Geschlechterordnung in hiesiger und türkischer Kultur nach Meinung der Icherzählerin nicht unterschied (vgl. Abschnitt 5.2). Die alltäglichen Erfahrungen der Mutter im Ort bestätigten die Vorstellung, entsprechende Geschlechterungleichheiten seien naturgegeben (vgl. Code: Mutter/Ehemann/Unterwerfung, S. 228).

Insofern schien die Mutter mit sich selbst im Reinen zu sein. Sie schrieb ihrer sozialen Lage den Sinn zu, sodass er ihren Identitätsvorstellungen entsprach. Sie fühlte sich als Mitglied einer Familie und eines Milieus, das überzeugt war, selbstbestimmt und unabhängig zu handeln. Da das Gegenteil der Fall war, entsprach sie als Trägerin des individuellen und kollektiven Habitus den Herausforderungen im Ort (vgl. Abschnitt 5.2). Wurde aber ihre Überzeugung von Autonomie infrage gestellt, kam es zu einem heftigen Dementi, das deutlich machte, dass sie sich nicht fügt. Damit aktivierte sie letztlich ihren Selbstschutz (vgl. Code: Mutter/Ehemann/Unterwerfung, S. 228).

Das Streben der Mutter als romantisches Subjekt kam im Laufe der Jahre nur noch in gelegentlichen Streitereien mit ihrem Ehemann zum Ausdruck. Sie artikuliert darin ihren Anspruch auf Authentizität, indem sie ihm vorwarf, nicht deutlich genug der einst wahrgenommenen Diskriminierung seines Vaters ihr gegenüber entgegengetreten zu sein. Auch gab es einen Versuch, durch einen Wohnungswechsel einen Kontrapunkt gegen die Unterwerfung durch den Ehemann und dessen Vater zu setzen: Sie nahm sich einige Straßen weiter eine heruntergekommene Dachgeschosswohnung, kehrte aber bald zur Familie zurück und nahm ihre traditionelle Rolle wieder ein. Ihr Leiden setzte sich fort und manifestierte sich in einer progredienten Erkrankung, die durch ein »Loch in der Seele« (Ohde 2020, S. 206) in sie eingedrungen

gen war und zum Tode führte. Mit Bezug zum Lebensthema der Mutter, nämlich wegzugehen, bemühte die Protagonistin nun die Metapher, dass sie gegangen sei. Sie war gegangen, weil sie nicht für ihr seelisches Wohlbefinden hatte sorgen können (vgl. Code: Mutter/Ehemann, S. 93f.; 2 Codes: Mutter/Weggehen, S. 172, S. 228f.; 2 Codes: Mutter/Krankheit/Tod, S. 203, S. 206).

Letztlich war die Übernahme der überholten Geschlechterordnung durch die Mutter nicht ganz überraschend, wenn man bedenkt, dass der Habitus durch »Hysteresis« (Trägheit) gekennzeichnet ist. Bourdieu (1987, S. 112ff.) hatte darin eine wesentliche Ursache für die Reproduktion herrschender Verhältnisse gesehen und das Phänomen erklärt, warum Individuen ähnliche Umwelten aufsuchen, zu denen der in Familie und Kindheit erworbene Habitus passformig ist. Sie wählen diese Umwelten, weil sie ihnen vertraut sind und sie sich den dortigen Herausforderungen gewachsen fühlen. So auch die Mutter: Die in der türkischen Heimat gemachten Primärerfahrungen kamen in einem vorreflexiven geschlechtsspezifischen Habitus zum Ausdruck, der das »Einverständnis« von Frauen enthält, »mit der Inkorporation der geltenden Ordnung sich selbst als minderwertige Subjekte [zu] identifizieren« (Krais & Gebauer 2017, S. 52f.). Dazu meinte die Tochter abschließend: »etwas davon hat sich doch in ihr Verhalten gedrängt, etwas von dieser Bigotterie, die nicht gebunden ist an ein Land oder eine Kultur [...] und sie hat sich ihr angepasst.« (Ohde 2020, S. 226)

6.3 Erziehung

Ergibt sich im Blick auf die Phänomene Weggang, Leiden und Tod eine Parallele zwischen der Figur der Mutter und Goethes Werther, finden sich diese als strukturelle Momente auch in der Lebensbiografie der Icherzählerin, abgesehen vom Ereignis des Todes. Die in den Erzählungen der Mutter artikuliert Idee des Weggangs aus dem Heimatort bedeutete einen starken erzieherischen Impuls und wurde als Orientierung von der Tochter inkorporiert, die fortan ihr Handeln mitbestimmte: Schon früh trug sie sich mit dem Gedanken, den Ort zu verlassen. Sie fühlte sich nicht dazugehörig, blieb aber dort wohnen, um einen höheren Schulabschluss zu machen, der es aus ihrer Sicht erst ermöglichte, sich von Familie und Ort loszusagen. Sie nahm massives Leiden durch Diskriminierung und schulischen Misserfolg in Kauf bis hin zur Entstehung einer Depression. »Bildung durch Leiden« erschien als Folge eines Mo-

ratoriums. Weggang und Leiden waren vor allem das Ergebnis der intentionalen und funktionalen Erziehungspraktik der Mutter, die wegweisend für die Lern- und Bildungsbiografie der Tochter war (vgl. Code: Soziale Ungleichheit/Wohnquartier/Diskriminierung/Weggehen, S. 22; Code: Soziale Ungleichheit/Wohnquartier/Diskriminierung/Exklusionsgefühl, S. 22; 4 Codes: Icherzählerin/Gymnasialzeit/Diskriminierung/Depression, S. 130, S. 131, S. 133; 2 Codes: Soziale Ungleichheit/Wohnquartier/Diskriminierung/Suizidgedanken, S. 20, S. 281f.).

Der geschlechtsspezifische Habitus der Mutter, der sie als Subjekt von geringerer Bedeutung in der sozialen Ordnung bestimmte, schloss nicht aus, dass sie ihr einstiges Streben nach Unabhängigkeit und Echtheit zumindest im erzieherischen Umgang mit der Tochter hätte weitergeben können, insbesondere in den äußerst schwierigen und belastenden Zeiten der Schule. Aber selbst wenn es ihr ein Anliegen gewesen wäre, verbot es ihre Selbstzuschreibung, in schulischen Belangen nicht helfen zu können.

Nur einmal initiierte die Mutter ein kurzes »ernstes Gespräch [...], nachdem der zweite Blaue Brief nach Hause gekommen war« (Ohde 2020, S. 233). Sie fragte sich, ob das Gymnasium möglicherweise »das Richtige sei« (ebd.). Ihr Vorschlag, ihre Tochter könne auf die Gesamtschule wechseln, beendete das Gespräch. Dessen Für und Wider wurde von der Icherzählerin in einem längeren inneren Dialog erwogen mit dem Resultat, dass sie den Schulwechsel angesichts der Diskriminierungsrisiken in der Gesamtschule verwarf (vgl. 2 Codes: Mutter/Erziehung, S. 233, S. 229; Code: Icherzählerin/Gymnasialzeit/Diskriminierung/Habitus/Minderwertigkeitsgefühl/Beschämung, S. 234).

Im Unterschied zu diesem im Roman erwähnten einzigen kurzen Gespräch bevorzugte die Mutter die Anwendung anderer Erziehungspraktiken, um ihre Ziele zu erreichen. Dazu zählte vor allem Anpassung und Fügsamkeit, die sie gelegentlich zum Beispiel durch das Zufügen körperlichen Schmerzes erzwang: Gegenüber einer alten Frau im Haus sollte die Tochter freundlich sein und gehorchen. Dazu drückte die Mutter die Haut zwischen den Schulterblättern zusammen und drehte sie (vgl. Code: Mutter/Erziehung, S. 27f.).

Oder die Erziehungspraktik, Fragen ihrer Tochter und Auseinandersetzungen mit ihr aus dem Weg zu gehen. Als die Tochter nach der Bedeutung von rassistischen Schmierereien an der Ortsausfahrt fragte, erklärte sie, Kinder müssten darüber nicht Bescheid wissen. Dieser Vorfall ereignete sich in den

neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts, in denen schwerste fremdenfeindliche Verbrechen in Deutschland verübt wurden (vgl. Friedel et al. 2022). Presse und Fernsehen schenkten ihnen viel Aufmerksamkeit und berichteten darüber: Häuser von türkeistämmigen Menschen gingen in Flammen auf, es fanden Hetzjagden von rechtsradikalen Jugendlichen auf Menschen mit Migrationshintergrund statt. Kinder und Erwachsene wurden schwer verletzt oder getötet (vgl. Gommel 2018) (vgl. Code: Mutter/Erziehung, S. 42).

Wurden darüber Nachrichten in Anwesenheit der Tochter gesendet, stellte die Mutter das Radio oder den Fernseher ab. Auch Jahre später, als die Tochter bereits eine Jugendliche war, ging die Mutter ganz ähnlich vor. So wickelte sie ein Gespräch über den Bericht eines schrecklichen Nagelbombenanschlags auf einen Laden in einer belebten türkischen Geschäftsstraße und nachfolgenden Demonstrationen aus. Dass über Fremdenfeindlichkeit und rassistische Diskriminierung nicht gesprochen wurde, diente möglicherweise dem Selbstschutz der Mutter. Außerdem erschien es ihr nicht angezeigt, weil sie glaubte, dass sie und ihre Tochter nicht zu den Gruppen gehörten, die menschenfeindliche Angriffe zu befürchten hätten. Aus diesem Grund brauchte ihre Tochter davon keine Kenntnis zu haben. Indem die Mutter dies annahm, leugnete sie ihre türkische Herkunft und entsprechende Anteile bei ihrer Tochter (vgl. Code: Mutter/Erziehung, S. 42; 2 Codes: Mutter/Diskriminierung/rassistischer Überfall, S. 42, S. 174f.).

Schließlich transformierte sie ein Ereignis zu einem Irrtum, bei dem ihre Tochter von einem Jungen durch die Bemerkungen »Kellerkind« und das »K«-Wort (Kanake, Schimpfwort für Migrant:innen) gedemütigt worden war, bevor sie durch seinen Stoß auf dem Boden des Schulhofs bewusstlos liegen blieb. Auf die Frage, was das K-Wort bedeutete, wies die Mutter darauf hin, dass es ein Schimpfwort sei, ihre Tochter aber nicht gemeint sein konnte, sie sei Deutsche. Die Erklärung der Icherzählerin dazu: Ihre Mutter hatte in der Überzeugung gelebt, »dass niemand etwas gegen sie hatte und erst recht nicht gegen mich« (Ohde 2020, S. 175).

Umdeutung und Tabuisierung von rassistischen Ereignissen sowie der Glaube, dass sie und die Tochter akzeptiert würden, widerspiegeln Formen der Realitätsverleugnung der Mutter, die sie bereits im Blick auf die Geschlechterordnung von Mann und Frau erkennen ließ (vgl. oben) (vgl. Code: Icherzählerin/Grundschulzeit/Diskriminierung, S. 48; Code: Mutter/Diskriminierung/Umdenken, S. 49; Code: Mutter/Diskriminierung, S. 174f.).

Zu dieser Zeit befand sich die Tochter im Grundschulalter bzw. in der mittleren Kindheit. Kindern dieses Alters die entsetzlichen Informationen über rassistische Vorfälle vorzuenthalten, kann pädagogisch begründet sein. Der kognitive Entwicklungsstand erlaubt es ihnen zwar, das Hier und Jetzt zu erfassen. Mithilfe der vorhandenen konkret-operatorischen Strukturen lassen sich aber noch keine Abstraktionen und Bewertungen über ein gesellschafts-politisches Ereignis wie Rassismus herstellen, dessen Verstehen kognitiv entwickeltere Strukturen, komplexeres Wissen und ein höheres Niveau der Fähigkeit zur Perspektivenübernahme erfordert. Ferner unterscheiden Kinder noch nicht so stark zwischen sich und der Welt, als dass sie ihre eigenen Ängste und Gefühle psychologisch verstehen können (vgl. Mussen et al. 1993, S. 305ff.). Eine stärkere rationale Verarbeitung solcher Ereignisse setzt den Erwerb von formal-operatorischen Strukturen voraus und eine größere Distanz zwischen sich und der Welt, die verhindert, von Ängsten und Gefühlen überschwemmt zu werden. So gesehen lässt sich die Erziehungspraktik der Mutter nachvollziehen, nicht über Ereignisse zu reden, die ihre Tochter ängstigen und die sie nur ansatzweise verstehen konnte. Die Praktik entsprach ihrer Überzeugung, dass keiner etwas gegen sie und ihre Tochter hatte. Die Thematisierung rassistischer Ereignisse war daher, wie gesagt, überflüssig. Ihre türkische Herkunft sollte damit im Verborgenen bleiben.

Gleichwohl war es unwahrscheinlich, dass Kinder in den neunziger Jahren von der häufigen medialen Berichterstattung zu rassistischen Verbrechen nichts mitbekamen und Gleichaltrige untereinander in und außerhalb der Schule nicht darüber sprachen, selbst wenn es sich dabei nur um einen Austausch von bruchstückhaften Informationen handelte. Insofern lief die Erziehungspraktik der Mutter der Tabuisierung und Umdeutung ins Leere. Hinweise im Roman auf eine generell Angst erregende und bedrohliche Situation im Land machen deutlich, wie furchterregend sie auch von Kindern wahrgenommen wurde, wenn es für die Protagonistin »die Zeit« war, in der sie einen »unbegreiflichen Ekel« entwickelte, der »wortlos in mir gärte« (Ohde 2020, S. 42). Dies führte zur Entstehung eines diffusen Gefühls der Bedrohung und Furcht, das seinen Ursprung in den rassistischen Vorfällen hatte. Da aber eine kindgemäße pädagogische Auseinandersetzung weder zu Hause noch in der Schule stattfand, blieb sie allein mit einem unbegreiflichen Ekel zurück.

Anlässe, das Ekelgefühl zu beeinflussen und zu reduzieren, gab es genug: Die Mutter hätte die schulische Erfahrung der Tochter mit rassistischer Diskriminierung und körperlicher Verletzung (»K«-Wort) besprechen können (vgl. Marten & Walgenbach 2017, S. 166). Diese Aussprache barg aber das

Risiko, nicht mehr leugnen zu können, dass die Ursache des rassistischen Übergriffs im Migrationshintergrund begründet war. Doch das wollte die Mutter nicht wahrhaben und verheimlichte es, indem sie schwieg. Im Übrigen hüllten sich auch die anderen Familienmitglieder in Schweigen und zeigten kein Interesse (vgl. Code: Mutter/Erziehung, S. 42; 2 Codes: Vater/Habitus/Schweigen, S. 24, S. 218; Code: Großvater/Habitus/Schweigen, S. 90).

Die Nichtbeschäftigung der Mutter mit den belastenden inneren Realitäten der Tochter hatte einen weiteren Grund. Sie sollte nicht nur die Erzeugung von Ängsten, sondern auch von moralischen Reaktionen über Formen und Folgen extremer Fremdenfeindlichkeit vermeiden. In der mittleren Kindheit befinden sich die Kinder auf Stufe 2 der Moralentwicklung, die bereits moralische und empathische Elemente im Blick auf das Wohlbefinden anderer Personen enthält (vgl. Keller 1990). Da bei diesen rassistischen Vorfällen Kinder und Erwachsene schwer verletzt wurden oder starben und die Tochter sich über ein entsprechendes diffuses Risiko angesichts ihres eigenen Migrationshintergrunds und der Mutter im Klaren war, hätte eine Auseinandersetzung mit den Übergriffen moralische Empörung, Abscheu und Kritik hervorgerufen. Das enthielt die Gefahr der Entwicklung einer kritischen Haltung ihrer Tochter, die den Vorstellungen der Mutter zu einer angepassten, folgsamen Erziehung widersprach.

Neben die bisher rekonstruierte intentionale trat eine entsprechende funktionale Erziehung der Mutter. Üblicherweise werden dabei, meist vorreflexiv, Bilder, Handlungsschemata und Formen der aktiven Auseinandersetzung anderer Menschen durch mimetisches Lernen der Kinder angeeignet und ihre Entwicklung erweitert. Das hatte vor allem Einfluss auf die Vorstellung der Tochter zur Geschlechterhierarchie: Obwohl das Selbstbild der Mutter darin bestand, Macht zu haben und eigenständige Entscheidungen zu treffen, hörte ihr Einfluss da auf, wo der Machtbereich und die Entscheidungsgewalt ihres Ehemannes tangiert wurden. Wie in anderen Situationen verleugnete sie die Realität. Sie passte sich an die extremen Folgen der Trunksucht ihres Mannes und den dadurch ständig ausgelösten inneren Alarmmodus an, ordnete sich seinem übersteigerten Aufbewahrungs- und Kaufdrang sowie dem auf das Notwendigste beschränkten Familienleben unter, das z.B. keine gemeinsamen Mahlzeiten vorsah.

Ihr Handeln begründete sie in einem Gespräch mit ihrer Tochter damit, dass sie ihrem Mann Sicherheit und Stabilität für die Herausforderungen des Alltags gab. Die Folgen der Trunksucht relativierte sie mit dem Hinweis, dass

er nur auf die Möbel dreinschlug und es noch Schlimmeres gäbe. Außerdem hätte er auch »gute Seiten« und man müsste ihm Verständnis entgegenbringen.

Ob sie von diesen Begründungen selbst überzeugt war oder ob es sich um Rationalisierungen handelte, sei dahingestellt. Doch lässt sich fragen, welche realen Chancen die Mutter als türkeistämmige Frau ohne Berufsabschluss mit Kind gehabt hätte, ein eigenständiges Leben in Deutschland zu führen, wenn sie ihren Mann verließ. Daher erschien die Praktik der Anpassung und Unterwerfung lebenswichtig, Auflehnung und Widerstand hätten zur Trennung und zum Zerfall der Familie geführt. Nicht zuletzt wurde diese Praktik auf die Erziehung ihrer Tochter übertragen, die auf Folgsamkeit und Widerstandslosigkeit zielte (vgl. Code: Mutter/Autonomiestreben, S. 227f.; Code: Mutter/Ehemann/Unterwerfung, S. 228; Code: Mutter/Ständiger Alarmmodus, S. 94; 2 Codes: Icherzählerin/Habitus/Essen, S. 61, S. 63; Code: Mutter/Ehemann, S. 75; Code: dito, S. 226ff.).

War die Konstituierung des klassisch beschriebenen Subordinationsverhältnisses von Mann und Frau durch das patriarchale Handeln des Vaters und das unterwürfige Verhalten der Mutter und das Vermeiden von Aushandlung und Widerspruch gekennzeichnet, fanden Auseinandersetzungen der Eltern entsprechend selten statt, schon gar nicht, wenn es um Konflikte des Alltags und diskriminierende Ereignisse ging. Dieses Verhalten wirkte sich aufgrund mimetischen Lernens der Tochter auf deren konforme Gestaltung der zukünftigen Lebens- und Lernbiografie aus. So fanden Gespräche über die häufige Erfahrung von Diskriminierung in Schule und Ort, bei der ihr die Eltern mit Vorschlägen und Rat zur Seite hätten stehen können, nicht statt. Die Protagonistin suchte nicht nur hier kein problemorientiertes Gespräch, sondern ging auch in anderen Lebensbereichen Problem- und Konfliktaustragungen aus dem Weg. Es blieb eine Möglichkeit: In längeren inneren Dialogen widmete sie sich der Verarbeitung von Diskriminierungserfahrungen, bei der sie zudem erprobte, wie es wäre, wenn sie sich zur Wehr setzte und Widerspruch einlegte.

Welche Bedeutung die Mutter der Tochter im Unterschied zu ihrem Ehemann zuschrieb, wurde deutlich, als sie die Familie verließ. Die Mutter verabschiedete sich unter Tränen von ihrem Kind, ging allein weg und ließ ihre zutiefst erschütterte Tochter zurück. Diese schloss daraus, dass es der Mutter immer nur um den Vater gegangen war und nicht darum, ihr beizu-

stehen und ein Vorbild für die Erziehung zu einem unabhängigen Verhalten zu sein, von dem die Mutter aus ihrer Kindheit berichtet hatte (vgl. Code: Mutter/Weggehen, S. 228f.).

Diese Folgerung der Tochter war, pädagogisch gesehen, fatal. Sie wünschte sich weiterhin die Präsenz und Sorge der Mutter, soweit diese dazu in der Lage war. Das Alleingelassenwerden bewirkte eine traumatische Erfahrung der Protagonistin. Sie wurde ohne jegliche Unterstützung in desaströsen Lebensverhältnissen zurückgelassen und war nun auf sich allein gestellt.

Das Verlassenwerden durch die Mutter fand zu Beginn der späten Kindheit statt. Für diesen Altersabschnitt beschreibt die Entwicklungspsychologie eine Stufe, in der neben die »Kultur« der Eltern die Gruppe der Gleichaltrigen als »einbindende Kultur« tritt (Kegan 1986, S. 216ff.). Robert Kegan bezeichnet sie als souverän im Übergang zur zwischenmenschlichen Stufe (ebd.). Die Gleichaltrigen spielen hier eine bedeutsamere Rolle als vorher, vor allem Freund:innen, drängen aber den Einfluss der Eltern nur wenig zurück. Der beschriebene Verlust der Mutter, die fundamental für Erziehung und Sozialisation eines Kindes ist, fügt daher nicht nur dem im Jugendalter beginnenden schwierigen Identitätsprozess Schaden zu, sondern führt im Extremfall zu einer Lebenskrise, die mit einer »akuten Identitäts-Diffusion, an einer (vorübergehenden oder dauernden) Unfähigkeit ihres Ichs zur Bildung einer Identität« (Erikson 1971, S. 154) verbunden ist.

Die Erfahrung eines solchen Verlusts und die Interpretation durch die Tochter, nicht sie, sondern der Vater sei die wichtigste Person für die Mutter, stellte das grundlegende Vertrauen des Kindes infrage. Diese fragile psychische Konstellation in Verbindung mit einer bereits vorhandenen instabilen Vertrauensbasis kann die Furcht vor dem Verlassenwerden sowie das Eingehen und Gestalten von zukünftigen sozialen Beziehungen über die gesamte Lebensspanne begleiten. Weitere Beeinträchtigungen der Entwicklung von Heranwachsenden sind zu erwarten, z.B. extremes Misstrauen und Einsamkeit.

Fazit: Forcierte das Streben nach Unabhängigkeit und Echtheit den Weggang der Mutter aus dem türkischen Dorf, spielte dieses Streben in Deutschland kaum noch eine Rolle. Der traditionelle Habitus der Frau setzte sich hier durch, obwohl der Weggang aus der Türkei durch die Ablehnung eben dieses Habitus motiviert war. Er zeigte sich in der Unterwerfung unter die männliche Herrschaft und der Anpassung an geltende Normen und Werte unterprivilegierter Milieus.

Die Erziehung der Mutter zielte auf Folgsamkeit und Widerstandslosigkeit und trug dazu bei, dass die Tochter ähnliche Orientierungen entwickelte. Bei Letzterer wurde die inkorporierte Orientierung, wegzugehen, zusätzlich durch rassistische Diskriminierung stimuliert. Versuchte die Mutter, sie von den medial vermittelten Berichten zu fremdenfeindlichen Verbrechen fernzuhalten, wurde die Tochter gefühlsmäßig der Verbrechen sehr wohl gewahr. Mit Leiderfahrungen musste sie aber allein umgehen. Die Mutter ignorierte diesbezügliche Fragen. Sie lebte in der Überzeugung, dass weder sie noch die Tochter abgelehnt wurden. Diese Realitätsverleugnung korrespondierte mit der Tabuisierung ihrer türkischen Herkunft und der Leugnung der familiären Realität. Das Verlassen der Familie führte zur unheilvollen Folgerung: Die Tochter war der Mutter nicht so wichtig.